Der Hausfreund

Unterhaltungs-Beilage zur Deutschen Rundschau

Nr. 133. Bromberg, den 22. Juli 1926.

Die Hosen des Herrn von Bredow

Roman von **Willibald Alexis.**

(3. Fortsetzung.)

IV.

Der Krämer und der Sturm.

Hans Jürgen und Eva hätten nicht nötig gehabt, sich zu fürchten, weil sie der Edelfrau begegneten. Die Frau von Bredow sah nach anderen Dingen. Ein Wunder, daß sie nicht früher das Kichern, Schreien und Händeklatschen gehört, ein Lärm, den eine Hausfrau nimmer dulden durfte.

Sie standen ihr den Rücken zugekehrt. Die schlugen in die Hände, die sprangen vor Lust. „Heidi mit ihm! So ist's ihm recht!“ schrien sie und hörten darüber nicht, daß die Herrin zürnend fragte: wer denn schon Feierabend geboten? Es war nicht der Feierabend, es war ein Reiter, der auf seinem atemlosen Gaule einen sehr unfreiwilligen Ritt machte. Mutwillige Buben hatten ihm das Geleit gegeben mit Ruten und Stricken; aber mehr als ihre Streiche scheuchte das arme Tier der trockene Dornenbusch, den sie ihm an den Schweif gebunden. Der alte schwerfällige Gaul schoß über Stock und Block, unbekümmert, ob der Mann, der auf seinem Rücken saß und sich mit vorgestrecktem Leibe in seinen Mähnen festhielt, einen Willen hatte oder keinen; unbekümmert, ob er noch hing oder schon herabfiel.

Der Mann, der jetzt nur noch ein schwarzer Punkt war, war vorhin hier der Mittelpunkt. Es war viel vorgegangen. Als er noch auf seinem Karren stand, wie hatten die Mägde Maul und Nase aufgesperrt. Litzen und Seidenbänder, Gespänge, Ketten und Ohrringe, und die feuerroten und schreiend gelben Tüchlein, wie hatten sie in der Sonne geflimmert. Solche Schätze, die ein ganzes Leben glücklich machen konnten, besaß e i n Mann. Dann hatten sie mit ihrem Schatz verhandelt, und der Schatz zog endlich sein ledern Beutelein hervor und zählte die Pfennige, ob es reichen würde, und dann war gehandelt und gefeilscht worden, und der Krämer hatte Stein und Bein geschworen, daß das Bändchen und der Ring ihm selber mehr koste, als er fordere, aber um die Hälfte hätte er's doch gelassen, nur der Kundschaft wegen.

Hans Jochem, der Junker, der doch immer obenauf war, wo es was Lustiges galt und Schelmenstreiche, was war er mit einem Male ernst geworden und schaute auf ein Etwas, das der große Handelsmann vor ihm hinhielt. Zuerst sah es aus wie eine große Wurst, etwa zwei Schuh lang und gut einen dick; dann, als der Kaufmann die Schnüre löste und es auseinanderlegte und immer weiter und weiter, da hätte einer denken mögen, es wäre ein Sack, um einen Eber darin zu fangen. Aber nun steckte er beide Arme hinein und gar den Kopf auch, und so weit er auch mit den Armen fuhr, er erreichte nicht das Ende, denn ein Fältchen faltete sich nach dem andern, und es war pures schönes Tuch, ausgeschlitzt und gesäumt und gefuttert mit Seiden. Dann gab er's dem Junker zu halten, daß er es gegen die Sonne hielte, und als Hans Jochem es hielt, zitterte fast der Junker vor Freude. „Ihre Kurfürstlichen Gnaden haben selbst nicht bessere“, sagte der Krämer.

„Dann ist's nichts für mich“, sagte der Junker leise und wollte zögernd das Prachtstück dem Kaufmann zurückreichen. „Was“, rief der, „nichts für einen Junker von Retzow. Für wen denn sonst? Braucht ein havelländischer Junker sich zu scheuen, um den Leib zu gürten, was der Markgraf umtut! Der Wichard von Rochow, gnädiger Junker, hatte schon bei Lebzeiten Kurfürst Johann Ciceros ein Paar Hosen um, wenn man sie auspuffte, war er in der Breite so lang als groß, und er maß doch an sechs Fuß. Das kümmerte ihn gar nicht, als der Kurfürst hochseliger ihn fragte, ob die Ernte von Golzow im einen und die von Rekahne im andern Bein Platz hätte? Kurfürstliche Gnaden, erwiderte Herr Wichard, auch die von Potsdam, so mir das wiedergegeben würde, was meine Väter mit Recht besitzen taten. Da wandte ihm der Kurfürst den Rücken und sprach kein Wort, aber die anderen Edelleute lachten für sich und drückten Eurem Vetter die Hand, daß er's ihm so gut gegeben hatte.“

„Kriegen Potsdam doch nicht wieder“, sagte der Junker Melchior.

„Probiert sie nur an“, fuhr der Handelsmann fort, der sich um das Prachtstück nicht viel mehr zu kümmern schien, indem er schon in neuen Schubladen nach neuen Schätzen suchte. „Nehmt Ihr sie nicht, nimmt sie ein anderer. So was verkauft sich von selbst. Bloß probieren, Junker, weiter nichts, damit die Frölein sehen, wie es sitzt. — Ei der Tausend, und wie angegossen, wie zugeschnitten für Euch. Nun häkeln wir's nur ein bißchen fest, und dann die Knieschnallen.“

Junker Hans Jochem hatte probiert. Über die knappen Drilchhosen waren die weitgebauschten Tuchhosen mit Leichtigkeit gefahren, und der Handelsmann hatte sie mit fertigen Händen zugenestelt. „Nein, so schön und fürnehm sahen wir unsern Junker doch noch niemals“, sagten die Mägde, und alles trat zurück, ihm Platz zu machen, und seine Waugen glühten einen Augenblick im Abendrot wie der Saum der Purpurschlitzen, die sich öffneten und schlossen.

Als er schüchtern gefragt, was sie wohl gellen täten, hatte der Krämer Pah! gerufen, sie würden auch nicht das römische Reich kosten. Unversehens, meinte Hans Jochem, wär er ans Fließ getreten und hatte sich unversehens im Wasser beschaut. So hatte ihm nie ein Kleid gestanden. Und er dachte: Ei, und wenn's auch eine Mark ist! „Frag' ihn aber genau, Hans Jochem, der Hedderich ist ein Schelm“, hatte Mühmchen Agnes ihm besorglich zugeflüstert. Und das Wort war nun ausgesprochen, das alle Freude vergällte und eiskalt und schwer bauschten sie ihm nun um die Hüfter und schienen den armen Tor auszulachen. „Fünfzig Ellen Zeug verschnitten!“ fuhr der Krämer fort. „Und Flamländisches, vom feinsten, wie es nur ins Land gekommen und die Schlitzen von mailändischer Seide und die Schnallen von Venedig. Ein paar Mark ist gar kein Geld dafür!“ — „Ach, armer Hans Jochem!“ hatte Agnes leise geklagt.

Der ist mir sicher, hatte Klaus Hedderich gedacht. „Wer wird von jungen Leute bar bezahlt nehmen. Im Stock zu Havelberg, da liegt mein Schilling gut aufgehoben, und nur ein Wort vom gnädigen Vormund, so zahlte er auch drei Mark fürs Warten.“

Wie sollte Junker Gottfried zahlen wollen für ein Paar Pluderhosen, er, der — Welche niederschlagenden Wetterwolken zückten da um alle. Wär's doch für ganz Hohen-Ziatz eine Ehre, so dachte der Meier, so dachte der Knecht. Und der unterste leibeigene wendische Mann, der mit den Schweinen unter einem Dache verkehrte, der nie sich unterstehen dürfte, mit seinen Bastschuhen über die Schwelle zu treten, wo die Herrschaft saß, er dachte auch so. Er hätte sich auch freuen müssen und hätte sich gefreut, wenn das hübsche Ziehkind von Hohen-Ziatz das Leibstück gewann. Was hatte er vom Junker? Der sah ihn nicht an wenn er aufs Roß stieg. Einmal, als er nicht schnell genug beiseite sprang, hatte er ihm mit der Gerte einen Riß gegeben, der durch die

Schwielenhaut drang, und viel fehlte nicht, hätte er ihn überritten, aber der Junker gehörte doch zum Haus. Des Hauses Ehre war auch des armen Leibeigenen Ehre. Eigene hatte er nicht.

Das dachten die andern, Hans Jochem aber nestelte an dem Bund, und ihm zur Qual hatte der Krämer den Riemen so fest verhakt, daß er's gar nicht loskriegen konnte.

Bald darauf hatte es aber ganz anders ausgesehen. Da stand der Krämer nicht mehr auf seinem Wagen, wie ein Herr der Herrlichkeit. Sie hatten ihn heruntergerissen und schrien ihn an, und er hob umsonst die Hände und beteuerte umsonst seine Unschuld. Die Mägde hatten am Fließ an einem der bunten Tücher, die er als echt verkauft, die Probe gemacht: „Es ist falsch!“ schrien die wütenden Dirnen, und die Knechte wiederholten: „Er verkauft falsche Ware!“ Das nasse Tuch schlug ihm ums Gesicht, daß es gelb und rot wurde. Vor Schrecken war der Anne Susanne der Silberring, den der Großknecht Christoph für sie gekauft, aus der Hand gefallen, und der ein Brautring werden sollte, zersprang am Stein, auf den er fiel; und das Silber war zusammengelötet Blei. Nun schien es um den Krämer Klaus Hedderich getan. Vergebens lag er auf seinen Knien und versprach Buße, vergebens rief er, er selbst sei von den Nürnberger Herren betrogen worden, vergebens versprach er schöne, bessere Ware dafür, ein Goldringlein, das des Kurfürsten Goldschmied selbst prüfen solle, für das Wollentuch eins von echter Seide. Vergebens rief er den Junker Melchior an, seiner sich anzunehmen, vergebens den Burgfrieden von Hohen-Ziatz und die Gerechtigkeit der edlen Herren von Bredow, vergebens den Junker Hans Jochem, er wolle ihm die Hose lassen um den halben Preis. Er war ein ganz verlorener Mann. Zum Galgen mit ihm! schrie es. Da waren die Pferde ausgespannt, da war sein Karren umgestürzt, die Riemen gesprengt und die Päcke und Kasten und Kisten rollten. Sie zerrten und stießen ihn, und die Peitschenschnüre der Knechte konnten gar noch nicht an ihn kommen vor den ergrimmten Mädchen, die mit ihren Fäusten und Nägeln gegen den gottvergessenen Betrüger eiferten.

Daß sie ihn gehängt hätten, will ich nicht meinen, aber schlimm wär's ihm ergangen, wenn nicht der Junker Peter Melchior sein Wort darein gesprochen. Er meinte, was es ihnen hülfe, so sie dem Mann die Haut gerbten oder ihn aufhingen mit den Händen an die Kiefer, oder in den Sumpf steckten bis ans Kinn; dann kämen doch andere und zögen ihn raus, und man wisse nicht, was danach käme, wobei der Junker nach dem Waldweg zwinkerte, den die Burgfrau gegangen. Sie sollten ihn laufen lassen oder zum Teufel jagen. Ja, je eher man solchen falschen Kerl los würde, desto besser; dann könne man sich an seine Sachen halten und zusehen, ob in dem Plunder was sei, um den Schaden gut zu machen.

Ehe er sich's versah, saß nun der arme Krämer auf dem Gaul, ehe er noch ein Valet sagen konnte seinem Kram, sah er ihn nicht mehr.

So war es geschehen, und der Junker Hans Jochem sah auf seine schönen Hosen nieder, in deren Karmesinpuffen die Abendsonne mit Wohlgefallen sich zu fangen schien, und er dachte, die hat der Mann nun vergessen, und zugleich dachte er, wie mag der Mann nun zu seinem Gelde kommen, und dann kam noch ein Gedanke, der machte sein Gesicht so rot wie die Puffen. Es klang ihm mit einem Male wie des Dechanten Stimme aus dem Dornbusch: „Da sieht man abermals Gottes Fingerzeig und sichtliche Fügung, er hat dich betrügen wollen, und nun ist er betrogen. Wollte den doppelten Preis, den sie kosten, und nun hat er nichts!“ So lispelte es ihm zu, oder der Junker glaubte es, aus dem Dornstrauch, durch den ein gelbes Licht von der untergehenden Sonne streifte, und es ging ein seltsam Zittern und Knistern darin um, wie wohl zuweilen der Wind tut. Aber derselbe Wind schüttelte in den Wipfeln des Baumes, daran Hans Jochems Spieß stand, und der Spieß, der nicht fest stand, rüttelte. Da schien es ihm, als ob der Spieß flüstere: „Schäme dich, Hans Jochem. Du bist ein Edelmann und kein Dieb. Ja, wenn du ihn geworfen hättest, den schlechten Kerl, in den Graben mit ihm und einen blutigen Kopf, wenn er räsonierte, dann hättest du's ehrlich nehmen mögen, mit guter Sitte, und kein guter Mann hätte zu dir sagen können, du seist ein Dieb. Aber so du sie behältst und hast nichts für gegeben, nicht Streiche, nicht Geld, das kann das Bettelmensch auch und der Zigeunerbub, die hängt man, und die Hand wird unehrlich, die sie anrührt!“

So sprach's im Busch und so im Baum zu Hans Jochem, und er stand wie eingewurzelt und hörte noch nichts von dem Donnerwetter. Mit der einen Hand nestelte er am Gurt und mit der andern streichelte er die schönen Karmesinpuffen. Da flüsterte ihm wieder etwas ins Ohr: „Tu' sie los, lieber Hans Jochem, tu' sie los, es tut nicht gut. Ach, heilige Agnes, da ist sie schon“, seufzte die kleine blasse Agnes.

Es frommt nicht, zu viele Ungewitter zu malen, nicht für den Maler, nicht für den Dichter. Wer immer Sturm und Nacht vorbringt, von dem meint man wohl, daß er das liebe Sonnenlicht nicht ertrage und vor der stillen Luft sich fürchte. Und wir haben noch von so vielen Unwettern zu erzählen. Also, es hatte gedonnert und gewettert, und wer denkt sich nicht wie, der unsere Frau von Bredow kennt, und wie ein Kornfeld mit geknickten Ähren standen sie blaß umher und ließen die Köpfe sinken. Nun hatte sich Frau Brigitte umgesehen, wer dem Krämer nachreiten sollte, und ihr Auge fiel auf Hans Jochem. Der ist nicht der Schlimmste, dachte sie, er ist von gutem Blute.

Wie sollte Hans Jochem aufs Pferd! Der konnte nicht reiten, das sagte der erste Blick; aber rasch hatte die Edelfrau nach dem nächsten sich umgeschaut, der's konnte: „Hans Jürgen!“ Hans Jürgen ward auch blutrot, und er hatte doch keine Pluderhosen an. Eva sah erschreckt die Mutter an, die auch rot war, aber vor Zorn. „Aufs Pferd!“ Wo stand auch gleich ein gesattelt Pferd bereit?

Ein Kärnergaul trabt dem andern am besten nach. Hans Jürgen mußte auf das Tier ohne Bügel und Sattel. Alt war es, hochbeinig und mehr Knochen als Fleisch, und ein Ritt war es, der durch Mark und Nieren ging. Zu anderer Zeit hätten sie aus Herzenslust gelacht; wer sich aber fragte, ob er lieber Hans Jochem war, der zurück blieb, oder Hans Jürgen, der fort mußte, beneidete heut den armen Hans Jürgen, den der Gaul in die Lüfte warf.

Eine dunkle Wetterwand war am Abend aufgezogen. Sie stieg höher und höher; ein verräterischer Wind streifte über die Heide und regte die Wipfel der Bäume. Zu anderer Zeit hätte meine Frau von Bredow, deren scharfem Auge nichts entging, das anziehende Unwetter längst gemerkt, und sie würde, wie der Schiffskapitän, rasch und kurz ihre Befehle ausgeschrien haben, die Segel einzuziehen, die Päcke und Ballen zu schnüren, um das Schiff nach dem Hafen zu steuern. Aber die beste Frau bleibt eine Frau. Die Beichte im Walde, das Gericht im Lager, sie die Richterin und vor ihr der arme Sünder, das war zu viel innerer Sturm, um auf die Zeichen des Sturms draußen acht zu haben.

Es trifft sich wohl, wo viele sündigten, daß Gericht und Strafe wie Gewitterwolken über die Häupter der Schuldigsten fortrollen, um einzuschlagen auf einen armen Sünder, der den geringsten Teil der Schuld trägt. War Hans Jochem so arg, wie die Frau ihn schalt, so war er darin wenigstens noch unverdorben, daß er sein Schuldbewußtsein nicht zu bemänteln wußte; es stand auf seiner Stirn geschrieben, und sein kreideweiß Gesicht sagte zu allem ja, als die Base ihm seine Eitelkeit und Hoffart in Worten zu kosten gab, die wie Hagel auf eine Fensterscheibe klirrten.

Er wußte sich nicht zu verteidigen, er verwirrte sich in seinen Worten, wie seine Hände in den Schlingen des Gurtes, den er durchaus nicht los kriegte. Er hatte das Prachtstück gewollt und auch nicht gewollt, aber Agnes Bredow trat plötzlich als seine Advokatin auf. Das stille Mädchen ward zur Rednerin. Ihr Vetter hatte es nicht gewollt, versicherte sie, durchaus nicht gewollt, aber der Krämer hatte es ihm angetan; er hatte sich gesträubt, aber er hatte sie anprobieren müssen, und da saßen sie ihm fest, man wußte nicht wie. Selbst hatte sie's gesehen, wie er die Schnallen und Binden geschlossen, der schlimme Mann, und durchs Herz war's ihr gefahren, wie es da aus seinen Augen geblitzt. Oh, es war ganz gewiß, daß ihr armer Vetter besprochen war, und der Beweis dafür war zu deutlich, daß er noch jetzt den Bund nicht los kriegte.

Eva sah verwundert ihre Schwester an, wie ihre Augen glänzten: „Und er ist verzaubert! Ich laß mir's nicht nehmen!“ schloß Agnes und sah sich nach Hilfe um, wobei ihr Blick fast bittend auf dem Dechanten haften blieb. Der zuckte die Achseln und meinte, daß allerdings einige in Berlin meinten, wie es mit dieser Mode, die aus den Niederlanden herübergekommen, nicht seine Richtigkeit habe, und von Dämonen wissen wollten, die in diesen zerhackten und zerschlitzten Ungetümen säßen, um des Menschen Sinne zu betören, wie er indes in solchen weltlichen Dingen zu wenig Erfahrung habe, um darüber zu entscheiden. Peter Melchior, der sich sehr in den Hintergrund gedrückt hatte, gab auch jetzt sein Wort darein, es sei ihm sehr wahrscheinlich, er habe dem Hedderich nie getraut. Der Knecht Ruprecht nickte bedeutungsvoll mit dem Kopfe, die Großmagd Anne Susanne schrie und weinte über den gottlosen Zauberer, und der Dechant, der sich in die allgemeine Stimme fügte, zuckte wieder die Achseln und erklärte sich wohl bereit, wenn der Bund nicht aufginge, durch einen gehörigen Exorzismus die bösen Mächte zum Weichen zu bringen; aber Frau Brigitte meinte: „Den Exorzismus überlaßt mir!“

Mit einem Ruck von ihren kräftigen Händen war es geschehen, der Gurt gerissen. Da aber die Knieriemen noch fest verschnallt waren, fiel die ganze Wucht der fünfzig zerschlitzten Ellen wie ein Faß, dessen Reifen gesprungen sind, nach allen Seiten und bedeckten in flammendem Karmesin

des Junkers Füße. Jetzt sah Hans Jochem allerdings wie verzaubert aus.

„Verhext war er auch, das hat seine Richtigkeit, Herr Dechant", sagte die Edelfrau ruhig. „Will's Euch aber erklären, wie es zuging. Als er das bunte Satanszeug umhatte, will's gern glauben, daß er's nicht genommen, überkam ihn die Lust, daß er's nicht wieder abtäte. Da war's ihm schon angetan; das ist der eine Teufel. Und weiter ward's ihm angetan, als Ihr den Schelmen einen Schelmen nanntet und jagtet ihn über alle Berge, doch seine Sachen, da hattet Ihr kein Ärgernis dran, daß er sie hier ließ. Und Hans Jochem hatte auch kein Ärgernis, daß ihm der Plunder fest am Leibe saß, mit der einen Hand hat er genestelt, daß er ihn los bekäme, aber mit der andern sie wieder fest gehalten. Da kam der zweite Teufel und hat ihm zugeflüstert: Wenn der Hedderich sie nicht kommt holen, wer zwingt dich, da du sie ihm bringst? Nun betete er, zu wem, das will ich nicht sagen, daß er sie nicht holen möchte, und das war der dritte Teufel. Einer, drei, meinethalben sieben, damit ein Junker ein Paar Hosen umsonst kriegt, aber ich will sie alle sieben austreiben, so wahr ich Brigitte Bredow heiße, und dazu brauch' ich kein Weihwasser und keinen Priester."

(Fortsetzung folgt.)

Das Lichtbild.

Humoreske von J. Adams.

(Nachdruck verboten.)

Eigentlich ist es immer eine Tragödie, zumindest eine Tragikomödie, wenn ein weibliches Wesen Mitte vierzig ein Herz so etwa Mitte zwanzig im keuschen Busen trägt, besonders, wenn über den diversen Kammern besagten Herzens noch der Vermerk „Zu vermieten" steht!

Kennen Sie Fräulein Helene? Ich meine natürlich nicht das Fräulein Helene, die man beim Baden gesehen hat, sondern jenes schlichte Geschöpf, dem Sie mal auf der Straße begegnen können, ohne daß sie Ihnen auffällt, weil eben nichts an ihr auffallend ist. Weder Äußeres noch Kleidung. Sie gehört zu jenen Unglücksgeschöpfen, die langsam und unweigerlich ins Tantenhafte rutschen, die sozusagen vom Schicksal als Familienaushilfen bestimmt sind! Eine Bestimmung, die alles andere, als gerade heiter stimmt!

Fräulein Helene saß vor ihrem Schreibtisch und starrte auf ein Lichtbild, das entschieden einem weiblichen Auge gefallen mußte; denn es stellte die Idealgestalt eines jungen Mannes dar, halb Adonis, halb Siegfried, eine unwiderstehliche Mischung! Ach, und Fräulein Helene widerstand ja auch nicht, sie war einfach hingerissen, das lag natürlich an ihrem zu jungen Herzen!

Wie sie „ihn" kennen gelernt, sehr einfach, durch eines jener Inserate, in denen sehr edle und sehr einsame Menschen einen Partner fürs Leben suchen! Ach, alles hatte so gut gegangen, brieflich gefiel man sich über die Maßen Menschen einen Partner fürs Leben suchen! Ach, alles war Gleiches mit Gleichem zu vergelten. Das aber war ja gerade die Katastrophe. Fräulein Helene warf einen Blick in den Spiegel, was der sagte, war aber vernichtend! Ach, sie glich ja weder einer Helena trotz des Namens, noch einer Brunhilde, eher schon einem etwas späten Borsdorfer Äpfelchen, dessen ehemals glatte rosige Schale allmählich verrunzelt war!

Und nun bat er um „ihr" Bild. Erstens hatte sie keines und wenn sie eines gehabt, hätte sie es „ihm" ja doch nicht schicken können, diesem siegfriedhaften Adonis (so nannte sie ihn heimlich!). Da wurde die Tür aufgerissen und Lilli erschien, der alternden Tante entzückende Bubikopfnichte! Die erfaßte mit einem Blick, was los war. „Ja, wer ist denn das?" rief sie erstaunt und zeigte auf das Bild. Da mußte die arme Tante gestehen, den ganzen unschuldigen Roman, der drohte, in den Anfangskapiteln unbarmherzig stecken zu bleiben.

„Er verlangt also dein Bild — hm — das ist allerdings — —" Hier stockte die Nichte, fast hätte sie „peinlich" gesagt. Auf einmal strahlte Fräulein Helene übers ganze Gesicht: „Du kannst mir helfen!" meinte sie eifrig, „bitte, bitte!" — „Aber wie denn?" erkundigte sich Lilli vorsichtig. — „Wir schicken ihm einfach ein Bild von dir!" erklärte die Tante entschlossen, „das wird ihm schon gefallen!" meinte sie mit einem kleinen neiderfüllten Blick auf ihr Nichtchen. Sie bat und bettelte so lange, bis sich Lilli breitschlagen ließ und so zog denn das reizende Mädchenbild, begleitet von einem zärtlichen Brief der Tante, den ihr jugendliches Herz ihr diktierte, in die unbekannte Ferne.

Der Erfolg blieb nicht aus, seine Briefe bekamen hochsommerliche Temperatur. Fräulein Helene schmolz förmlich und vergaß fast, daß sie diese temperamentvollen Schreiben nur dem Bild der Nichte verdankte. Vergaß es, bis zu der Stunde der Katastrophe! Da fand Lilli die arme Tante in Tränen vor seinem Brief, sie beugte sich über sie und las: „— — da mich mein Weg in Ihre Vaterstadt führt, erwarte ich Sie am Siegesdenkmal um fünf Uhr, Erkennungszeichen: rote Nelke in Ihrer Hand und in meinem Knopfloch!"

„Und ich kann doch nicht hingehen!" jammerte Fräulein Helene, bis ihr wieder eine Erleuchtung kam. „Geh' für mich!" bat sie, „wo du doch dein Bild schon mal geschickt hast . . !" Lilli wehrte sich, aber nicht sehr. Man denke: Mischung Siegfried-Adonis! Sie warf noch einen mitleidigen Blick auf die Tante, die ihr nachrief: „Vielleicht kannst du ihm erklären, wie alles gekommen!" Dann war die Tante allein.

Im Geiste sah sie qualvolle Bilder: Lilli, die reizende Lilli, in seinem starken Männerarm, sie aber als Tante resigniert segnend! Klassische Erinnerungen wurden wach in ihr, es schwebte ihr so etwas wie „der Neffe als Onkel" vor, aber von einer „Nichte als Tante" hatte sie noch nie etwas gehört! Jetzt, jetzt, waren sie sicher so weit, die arme Tante hörte im Geiste förmlich „seine" Küsse, die eigentlich für sie bestimmt gewesen und nun der Nichte sicher köstlich mundeten! Hier brach Fräulein Helene in Tränen aus, diese Vision ging über ihre Kraft!

Da flog die Tür auf und Lilli stürzte atemlos ins Zimmer. „Schnell, Tante, schnell zieh' Mantel und Hut an, noch ist es Zeit!" Die Tante starrte Lilli entgeistert an: „Ja, wo ist denn er?" fragte sie verwundert, „hast du ihn nicht getroffen?" Aber Lilli ließ sich auf keine langatmigen Erklärungen ein, sie stülpte höchst respektlos der Tante den Hut schief auf den Kopf, hing ihr den Mantel über und riß sie förmlich mit sich.

Zu Erklärungen blieb auch keine Zeit mehr; denn als sie ans Siegesdenkmal kamen, abgehetzt, in Schweiß gebadet, blickte sich soeben der ältliche Herr mit dem grau melierten Bart noch einmal suchend um. Kein Zweifel, die rote Nelke stimmte, aber sonst stimmte auch nichts mit dem Bilde, das er von sich einschickte, überein. Lilli gab der zögernden Tante einen energischen Stups und flüsterte ihr lachend zu: „Du siehst ja, er hat auch geflunkert!"

Die wirkliche Mischung aber von Siegfried und Adonis war merkwürdigerweise der Tischherr von Schön-Lilli auf Tantchens Hochzeit, und diese beiden bedurften keines langstieligen Briefwechsels, um zum Ziele zu kommen. Sie erledigten die Sache einfach mündlich!

Automatische Eisenbahnsignale?

Wie verhütet man Zusammenstöße? — Die bisherigen Versuche. — Automatische Sicherungen. — In welchem Wagen sitzt man am sichersten?

Die Zahl der Eisenbahnunfälle ist an sich außerordentlich groß, und ein großer Teil ist auf Zusammenstöße zurückzuführen. Nimmt man aber die Zusammenstöße allein für sich heraus, dann findet man, daß sich die Ursache stets um irgendein Signal dreht. Entweder ist eins überfahren worden oder es hat eins nicht funktioniert. Wie selten dagegen hört man, daß ein Zusammenstoß auf das falsche Stellen einer Weiche zurückzuführen ist! Fast immer handelt es sich um Signale.

Unsere heute im Gebrauch befindlichen Eisenbahnsignale sind optisch, das heißt, der Lokomotivführer muß ständig Ausschau halten, ob alle Signale auf Durchfahrt stehen oder ob die Einfahrt geschlossen ist. Da jeder Mensch sich einmal irren kann, sind diese optischen Signale natürlich nicht als ideal anzusprechen. Ein Beamter muß sie stellen, der andere muß sie im Auge haben, beide können sich mal irren und das Unglück ist da. So versucht man schon seit Jahren, die optischen Signale durch automatische zu ersetzen. Daß das nicht unmöglich ist, beweist der Betrieb der Berliner Untergrundbahn, die nur mit automatischen Signalen arbeitet und bei der sich noch niemals Zusammenstöße ereignet haben. Leider sind die dort verwendeten Sicherungen, die bei Überfahren des Haltesignals den Zug automatisch zum Stehen bringen, bei der Eisenbahn nicht brauchbar, da der Mechanismus bei den hohen Geschwindigkeiten versagen würde. So mußten andere Versuche unternommen werden. Eine der neuesten Erfindungen ist folgende: Überfährt ein Zug das Haltesignal, dann wird ein an der rechten Seite der Lokomotive angebrachtes, mit Luft gefülltes Glasröhrchen durch einen an Signalmast herausragenden Stab zerschlagen, die Luft entweicht, und der dadurch entstehende Unterdruck bringt den Zug zum Stehen. Man versucht immer noch, die Ergebnisse sind vorderhand zufriedenstellend. Auf den Strecken München und Augsburg, Karlsruhe—Heidelberg und Frankfurt—Gießen wird ein Schleifhebelmechanismus ausprobiert, der rein mechanisch wirkt, aber noch kein vollauf befriedigendes Resultat lieferte. Die

auf der Strecke Berlin—Bernau erprobte elektrische Fahrsperre ist allerdings völlig betriebssicher, einstweilen aber nur bis zu Geschwindigkeiten von 30—40 Kilometern. Der verschiedentlich in Anwendung gebrachte Apparat, der mit Hochfrequenzstrom arbeitet, funktioniert zwar tadellos, ist aber nur auf elektrisch betriebenen Bahnstrecken verwendbar.

Man sieht, überall sucht man die optischen Signale durch mechanische zu ersetzen. Natürlich spielt die Geldfrage eine große Rolle, und zwar hauptsächlich deshalb, weil in zehn oder zwölf Jahren wahrscheinlich alle großen D-Zug-Strecken elektrifiziert sein werden, und es daher wenig glücklich wäre, jetzt eine Signalsicherung anzubringen, die nur für Züge mit Kohlenfeuerung in Frage kommt.

Aber wenn es auch eines Tages ein absolut sicher funktionierendes automatisches Signal geben sollte, niemals wird man einen Zustand schaffen können, in dem sich überhaupt keine Eisenbahnzusammenstöße mehr ereignen können. Die Frage: In welchem Wagen ist man am sichersten?, wird daher stets akut bleiben. Die Antwort ist einfach: „in keinem", sie ist nicht einfach, denn es kommt ganz auf die Art des Zusammenstoßes an und die kann man nicht voraussehen. Wird ein Zug von hinten angefahren, dann sind im allgemeinen die letzten Wagen am stärksten gefährdet, doch sind schon verschiedentlich Fälle eingetreten, in denen gerade diese Wagen unversehrt blieben, während in der Mitte einige Wagen aufeinandergeschoben und gequetscht wurden. Fährt ein Zug in einen anderen hinein, dann müßte eigentlich der Wagen hinter der Lokomotive am schwersten mitgenommen werden, und trotzdem ist bei dem kürzlich erfolgten Münchener Unglück gerade der Packwagen unversehrt geblieben. Eine Regel oder irgendwelche Gesetze gibts dabei natürlich nicht, da spielt es oft eine große Rolle, ob der auffahrende oder angefahrene Zug sich in einer Kurve oder über einer Weiche befindet, ob Steigungen oder Senkungen des Niveaus vorliegen und dergleichen mehr.

Völlig abwegig ist die viel vertretene Ansicht, die Wagen 3. Klasse seien mehr gefährdet als die 1. und 2. Klasse. Die Hauptsache ist die Bauart der Wagen und die ist bei allen Klassen die gleiche. Das einzige, was man mit Sicherheit weiß, ist, daß die D-Wagen, weil sie eine durchgehende Außenwand haben, widerstandsfähiger sind, als die Personenzugwagen, deren Wände durch Türen unterbrochen werden. Die Reichseisenbahn experimentiert auch hier, aber greifbare Resultate sind bisher nicht erzielt worden, konnten nicht erzielt werden, da man aus früheren Eisenbahnunglücken kaum etwas lernen kann. Jeder Zusammenstoß erfolgt unter anderen Voraussetzungen und anderen Begleitumständen, so daß tatsächlich nur die Hoffnung auf das automatische Signal bleibt, wodurch die Zahl der Zusammenstöße zweifellos bis auf ein Mindestmaß herabgedrückt würde. U. E.

Ein neuer Stern.

Von Professor **Dr. Max Wolf**, Direktor der Landessternwarte auf dem Königstuhl bei Heidelberg.

Auf zwei am 9. Mai 1926 auf der Königstuhl-Sternwarte bei Heidelberg mit dem 71 Zentimeter Reflektor von Professor Wolf gemachten Aufnahmen fand dieser, zusammen mit Dr. Reinmuth, im nördlichen Teil des Nebelfleckes NGC 4303 (Messier 61) einen Stern 13. bis 14. Größenklasse, der auf allen früheren Aufnahmen fehlte. Die letzt vorangegangene Aufnahme von Reinmuth stammt vom 15. April. Der Stern ist also in der kurzen Zwischenzeit aus der Unsichtbarkeit bis mindestens zur 13. Größe aufgeflammt.

Der Nebelfleck Messier 61 im Sternbilde der Jungfrau ist ein Spiralnebel, d. h. er erscheint uns als eine doppelarmige, gegen den Uhrzeigersinn gewundene, nebelige Spirale. Sie besitzt einen ziemlich hellen Kern, und in größerem Abstand von ihm einige nebelige Arme, welche wie Spiralfedern umbiegen und in größerer Entfernung vom Kern verblassen. Der Gesamtdurchmesser des erkennbaren Nebelflecks ist wohl 5—6 Bogenminuten, d. h. etwa ein Fünftel des scheinbaren Monddurchmessers. Der neue Stern steht fast 1¼ Bogenminute vom Kern und nördlich von ihm.

Nach den zuverlässigsten Ansichten leuchtet ein neuer Stern dadurch auf, daß er aus inneren Vorgängen aufgebläht und schließlich zersprengt wird. Es ließ sich das aus den Messungen im Spektrum schließen.

Ist die Anschauung richtig, nach welcher man alle diese spiraligen Nebel als ungeheuer weit entfernte Sternansammlungen ansieht, in denen die Scharen von Sonnen spiralig angeordnet sind, dann muß dieser Nebelfleck, wie aus seinen verschiedenen Eigenschaften geschlossen werden darf, mehrere Millionen Lichtjahrweiten von uns entfernt sein, d. h. das Licht braucht zur Zurücklegung des Weges von ihm bis zu uns einige Millionen Jahre. Und vor so langer Zeit hat auch die jetzt beobachtete Sternkatastrophe stattgefunden. Bei so großer Entfernung muß natürlich der Stern, um bei uns als Stern 13. Größe gesehen werden zu können, zu der Zeit als er aufflammte, ungeheuer viel größere Helligkeit besessen haben, als unsere Sonne sie besitzt. Denn unsere Sonne könnten wir aus der Entfernung von z. B. 3¼ Millionen Lichtjahrweiten mit keinem unserer Teleskope wahrnehmen. Schon aus 32 600 Lichtweiten Abstand würde die Sonne nur noch als Sternchen 20. Größenklasse gesehen werden, und das ist die Grenze, die unsere besten Teleskope heute erreichen. Und gar aus der Entfernung von 3¼ Millionen Lichtweiten könnte die Sonne höchstens als Sternchen 30. Größe leuchten. Der neue Stern in dem Spiralnebel müßte danach ungeheuer hell gewesen sein, um auf unsere irdischen Photographien zu kommen.

Es ist aber noch nicht allgemein angenommen, daß diese Art Nebelflecke wirklich als entfernte Milchstraßensysteme angesehen werden dürfen.

Der neue Stern nimmt übrigens, wie alle neuen Sterne, rasch an Helligkeit ab.

Bunte Chronik

* **Gewinnbringende Ferienreisen.** Der gewöhnliche Sterbliche gibt, wenn er auf Reisen geht, eine Unmenge Geld aus, aber es gibt auch einige Glückspilze, die durch ihre Vergnügungsreisen zu großen Reichtümern gekommen sind. Dabei muß man freilich nicht nur Glück haben, sondern auch die Augen aufmachen und praktische Einfälle haben. Kam da eines Tages ein Engländer auf einer Italienreise nach den berühmten Marmorbrüchen von Carrara. Seinem scharfen Blick entging nicht, daß ein Felsstück eine merkwürdige Rosa-Farbe zeigte. Bei einer Prüfung ergab sich, daß es sich um sehr schönen Rosa-Marmor handelte, der bisher in Carrara noch nicht entdeckt war. Er machte die Unternehmer darauf aufmerksam, sicherte sich einen Anteil an dem Geschäft, und nun wurden große Mengen des sehr wertvollen Marmors gewonnen. — Im August 1924 machte ein junger Neuseeländer eine Ferienreise in die wenig besuchten Gegenden des Tarawera-Berges. Zur Unterhaltung jagte er wilde Schweine. Eines der erlegten Tiere stürzte in ein seichtes Gewässer, und als er es herausholte, bemerkte er, daß ein mit hereingefallener Stein merkwürdig glitzerte. Er holte ihn aus dem Wasser heraus, untersuchte die Felswand und stieß auf eine Goldader, die ihm große Gewinne brachte.

*

* **Moderner Tafelschmuck.** Wie man sich bei einem kürzlich von einer bekannten Dame der englischen Aristokratie im Berkeley-Hotel in London für 40 Personen gegebenen Diner durch Augenschein überzeugen konnte, gibt es auch noch andere Wege, eine Tafel geschmackvoll zu schmücken als durch den üblichen Blumenflor. Man hatte hierbei die einzelnen Tische mit in der Mitte aufgestellten, kleinen silbernen Fontänen versehen, um die sich mit Moos und roten Kirschen gefüllte Körbe gruppierten. An den Tischbeinen rankten sich grüne Schlingegewächse empor, die, über den Boden schlängelnd, die einzelnen Tische miteinander verbanden. Der Speiseraum selbst war mit früchtebeschwerten Zwergorangenbäumen in Kübeln geschmückt worden. Die glattpolierten Platten der schweren Mahagonitische waren nach englischer Sitte nicht mit einem Tischtuch belegt, sondern mit Glasplatten, unter denen sich auserlesene Spitzendeckchen befanden.

Lustige Rundschau

* **Der höfliche Knabe.** „Der Ochse und die Kuh ist auf der Wiese. Was ist an diesem Satze falsch, Karlchen?" — Karlchen: „Die Dame muß zuerst genannt werden."

*

* **Selbsterkenntnis.** Vor einem Kleiderladen hängen Mäntel, Röcke und andere Bekleidungsstücke. Plötzlich fängt es an zu regnen. Da ruft der Geschäftsinhaber dem Gehilfen zu: „Nehmen Sie die wasserdichten Loden rein, Neumann. Es zieht ein Wetter auf."

Verantwortlich für die Schriftleitung **Karl Bendisch** in Bromberg. Druck und Verlag von **A. Dittmann G. m. b. H.** in Bromberg.